

Kategorie II
Jahrgänge 1997–1999



Judith Ebnöther, 1998

Liebe geht durch den Magen

Ich sitze auf unserem Sofa und schaue mir die Modemagazine meiner Mutter an. Diese Models sind schon sehr dünn! Ich schaue an mir hinunter. Meine Beine sehen im Vergleich zu denen der Models aus wie zwei dicke Wülste.

Hmmmm ... Perfekt ist meine Figur nun wirklich nicht.

Ich blättere weiter, auf der nächsten Seite springt mir der Titel sofort ins Auge: «Abnehmen: 5 Kilo in nur 2 Wochen!» Na ja, etwas weniger zu essen würde mir bestimmt nicht schaden. Vielleicht würde mich Matthias mit ein paar Kilo weniger auf den Hüften endlich einmal beachten.

Matthias ist ein wirklich netter und hübscher Junge aus meiner Klasse, mit dem ich einmal im Kino war, der mich aber seitdem behandelt wie Luft.

Meine Gedanken werden von der Stimme meiner Mutter unterbrochen: «Schatz, kommst du? Es gibt dein Lieblingsessen, Pizza.» Mmmmh, ich liebe Pizza, und ich habe auch wahnsinnigen Hunger, aber Pizza macht bestimmt nicht schlanker! Ich werde wohl einfach nur ein Stück nehmen ...

Nach dem Essen gehe ich sofort schlafen, damit ich nicht noch auf die Idee komme, etwas zu essen.

Den ganzen nächsten Tag esse ich praktisch nichts und denke dabei immerzu an Matthias. Mit diesem Gedanken halte ich es die nächsten paar Wochen nahezu ohne Essen aus, und als ich dann auf die Waage stehe, klopft mein Herz schneller. 48 Kilo. Ich habe in drei Wochen 7 Kilo verloren – genug? Wohl doch nicht, denn Matthias ignoriert mich weiterhin.

Als ich am nächsten Abend, wie ich es seit Kurzem immer tue, nach zwei, drei Bissen sage: «Ach, ich bringe einfach nichts mehr runter», und anschliessend verschwinden möchte, hält mich meine Mutter am Arm fest und sagt mit energischer Stimme zu mir: «Julia, ich möchte, dass du das aufisst, du isst in letzter Zeit einfach zu wenig!»

Weil diese Stimme meiner Mutter keine Widerrede duldet, würge ich den ganzen Teller hinunter und verschwinde anschliessend wortlos in meinem Zimmer. Dort denke

ich wieder an Matthias und daran, wie abschätzig er mich heute gemustert hat. Wie habe ich eben nur den gesamten Teller aufessen können! Mir wird plötzlich übel und ich renne auf die Toilette, um das eben Gegessene wieder hinauszukotzen. Zitternd am ganzen Körper gehe ich ins Bett, nach langem Herumwälzen kann ich endlich schlafen.

Am nächsten Morgen fühle ich mich so schwach und so ausgelaugt wie noch nie, gehe aber trotzdem zur Schule. In der grossen Pause will ich schon alleine auf den Pausenhof gehen, da tippt mir jemand auf die Schulter, es ist Matthias. Er sagt schüchtern zu mir: «Hey, Julia, könnte ich dich vielleicht mal sprechen, allein?»

Ich nicke schwach, und er führt mich zu einem abgelegenen Ort des Pausenhofes. Dort angekommen, holt er tief Luft und fängt dann an zu sprechen: «Also Julia, du weisst doch, wir waren mal zusammen im Kino, und da, na ja, habe ich gemerkt, dass ich dich echt mag, und ja, ich weiss, das kommt echt spät, aber ich war einfach zu schüchtern ... Doch weisst du, du hast dich total verändert, du siehst echt nicht gut aus, was ist los mit dir? Tut mir leid, wenn das hier so rausplatzt, aber ich mache mir Sorgen um dich...»

Einerseits bin ich so glücklich, dass er mich mag, aber andererseits, was sag ich ihm bloss? Ich antworte dann leise: «Na ja, ich mache da so eine Diät – und vielleicht habe ich es etwas übertrieben.»

«Du, eine Diät? Du bist so hübsch, und für mich war deine Figur einfach perfekt!», sagt er, haucht mir einen Kuss auf die Wange und flüstert dann: «Nein wirklich, Julia, das ist einfach total ... unnötig!»



Céline Hübscher, 1998

Unnötige Ausgrenzung

Indien, 500 vor Christus

Ich heiße Neeraja Khanna und bin nach der Lotusblume und der Göttin Lakshmi benannt. Meine Familie gehört zu der untersten Kaste, den Shudras. Unser Hof liegt in einer Provinz im Süden Indiens. Und wir bauen Unmengen an Reis an. Wir gehören nicht zu den höheren Klassen, aber mein Vater hat sich durch seinen guten Ruf als einzigartig begabter Reisanbauer einen Namen gemacht, sodass wir wenigstens eigene Parias besitzen, die die Drecksarbeit für uns erledigen. Sie schlachten das Vieh, das meine Familie auf dem Markt kauft, waschen unsere Wäsche, halfen meiner Mutter bei der Geburt eines weiteren Kindes, und wenn es nicht anders geht, arbeiten sie auch auf den Reisfeldern. Ich verschwendete kaum einen Gedanken an diese Menschen, die in unserer Gesellschaft weniger wert sind als Vieh. Bis er kam.

Eines Tages, es war ein wunderschöner Morgen, die Sonne kroch langsam am Horizont hervor und das Zwitschern der Vögel erfüllte die Luft, als mein Vater von einer Verhandlung mit anderen Reisbauern zurückkehrte. Ein Paria begleitete ihn. Mein Vater hatte ihn im Tausch gegen eine Handvoll Reis bekommen und setzte ihn von da an auf den Reisfeldern ein. Wieso er das tat, wusste ich nicht. Es war unüblich und glich einem Frevel, da wir mehr als genügend Arbeiter hatten. Ich stand mitten auf dem Weg, als sie kamen, ich bemerkte, wie der Paria krampfhaft darauf achtete, dass sein Schatten nicht auf meinen Vater, seinen Herrn, fiel. Noch bevor er den Kopf hob, um mich mit seinen smaragdgrünen Augen anzustarren, wusste ich, dass er das schönste Wesen war, das mir je auf Erden begegnet war und je begegnen würde. Seine Kleider waren verdreckt und zerlumpt, aber sein Körper darunter war erstaunlich athletisch, seine Haut war von dem gleichen gewöhnlichen Braunton wie meine (nur sah es bei ihm nicht langweilig aus), und seine rabenschwarzen Haare fielen in seidigen Locken um sein Gesicht. Er sah aus wie ein verloren ge-

gangener Märchenprinz. Mit unverhohlener Neugier sah er mich an, und ich bemerkte, wie mein Gesicht eine rötliche Färbung bekam, und mein Herz flatterte so hektisch wie die Flügel eines Kolibris.

Es war mehr als Liebe auf den ersten Blick – unsere Seelen erkannten einander, noch bevor wir auch nur ein Wort gewechselt hatten. Nicht, dass dies erlaubt gewesen wäre. Seine Augen sagten, dass es unnötig sei, zu sagen, dass er mich liebe, aber dass ein Leben mit mir unmöglich sei. Sie sagten, dass wir uns hoffentlich wiedersehen werden, wenn wir irgendwann wiedergeboren werden. Diese himmlischen Augen sagten dasselbe wie meine meerblauen Fenster zur Seele.

Ich hätte ihn wohl noch lange bewundert, wenn mich nicht die scharfe Stimme meines Vaters Mohan und das harte Klatschen eines Stocks, der auf einen menschlichen Rücken niederfuhr, aus meinen Träumereien gerissen hätte. Ich verbarg mein erschrockenes Zusammenzucken, indem ich meinem Vater um den Hals fiel. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie der Paria sich vor Schmerz krümmte, und ein schmerzhafter Stich traf mich mitten ins Herz. Mitleidig sah ich ihn an und wandte mich dann an meinen Vater. Wir tauschten einige Belanglosigkeiten aus, und ich lief danach zu unserem Haus zurück, um meiner Mutter bei den Vorbereitungen für das Morgenessen zu helfen.

Wochenlang konnte ich nur an ihn denken, an seine himmlischen Augen, die mich so voller Ernst angeschaut hatten, so ohne Furcht, dass ich mich beschweren könnte.

Und schliesslich konnte ich endlich mit ihm sprechen.

Es war ein schwüler Abend, die Sonne versank hinter dem Horizont, und die meisten Arbeiter auf den Reisfeldern waren schon gegangen. Ohne auf mein schönes Kleid zu achten, stapfte ich mitten durch den Sumpf und lächelte träumerisch vor mich hin. Da fragte mich eine Stimme spöttisch: «So spät noch unterwegs?» Jeder andere hätte ihm mit einem Stockschlag den Garaus gemacht, aber ich nicht. Überrascht lächelte ich ihn an und hob mei-

nerseits nur die Augenbrauen. «Das sagt ausgerechnet Ihr, mein feiner Herr», erwiderte ich nicht minder spöttisch. «Feiner Herr? Ihr sprecht doch wohl nicht mit mir?» «Ich sehe sonst niemanden hier, ausser Ihr meint eine Reistaude», konterte ich. «Ich bin nur der einfache Jadoo. Bin nicht der Rede wert», sagte er mit einer Spur Traurigkeit in der Stimme.

Es war unnötig zu sagen, dass wir beide dieses ganze Kastensystem und die unnötige Ausgrenzung bestimmter Leute vollkommen unangebracht fanden. «Jadoo ist ein schöner Name», sagte ich aufrichtig und versank in seinen wunderschönen Augen. «Neeraja auch. Nein falsch. Er ist tausendmal schöner!» Langsam bewegten sich unsere Gesichter aufeinander zu. Der Kuss war das Schönste, was ich je erlebt hatte, und mein Herz drohte, mir aus der Brust zu springen. Doch er war leider nur von kurzer Dauer.

Plötzlich wurde ich von einer groben Hand gepackt und von Jadoo weggerissen. Meine Augen starrten ihn unentwegt an, auch dann noch, als Vater mir eine schallende Ohrfeige verpasste und mich nach Hause schickte. Dann baute er sich drohend vor Jadoo auf, überschüttete ihn mit Flüchen und Stockschlägen. Und die Nacht brach vollends herein. Ein letztes Mal sah ich in seine Augen, bevor ich davonging. Ich werde sie nie vergessen. Nicht, wenn ich gestorben war, und erst recht nicht, wenn ich wiedergeboren werde. Ich werde sie nie vergessen.

Von da an sah ich Jadoo nie mehr. Mein Vater sagte, er habe ihn davongejagt, und sollte er je wiederkommen, würde er die Begegnung mit ihm nicht überleben. Aber irgendwie kaufte ich ihm diese Geschichte nicht ganz ab. Ich glaubte eher, dass unser Schlachtschwein, das wir kürzlich gekauft hatten, ein Festgelage hinter sich hatte. Natürlich hoffte ich inbrünstig, dass dem nicht so war. Aber man konnte ja nie wissen. Seitdem verzichte ich auf jegliches Schweinefleisch, wie wir sonst auch keine Kühe essen.

Unnötig zu sagen, dass unsere Liebe verboten war, unnötig zu sagen, dass mein richtiges Leben vorbei war, und

unnötig zu sagen, dass es eine unnötige, wenn auch unvergleichliche, immerwährende Liebe war/*ist*. Ob ich ihn je wiedersehe, bleibt ungewiss, aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt. Und wenn ich mich seiner weichen vollen Lippen, der rauhen eigentümlichen Stimme, der seidigen schwarzen Locken und der smaragdgrünen Augen erinnere, schlägt mein Herz höher, und ich kann unmöglich nicht zuversichtlich sein.

Aber es ist unnötig, noch mehr zu erzählen, diese Geschichte – meine Geschichte – ist vorerst zu Ende.

Magdalena Rohrer, 1999
Annina Tschan, 1998

Der Sinn des Lebens



Als ich wieder zu Bewusstsein komme, wird mir eines klar: Ich bin nicht tot, denn dann hätte ich den strengen Geruch nach Putzmittel, der mir irgendwie bekannt vorkommt, und das regelmässige Piepsen nicht wahrgenommen. Als ich meine Augen öffne und meinen Kopf heben will, um zu schauen, wo ich bin, fühlt es sich an, als würde eine Horde Wespen darin herumschwirren, und sofort schliesse ich meine Augen wieder. Als ich mit meiner Hand nach meinem Kopf tasten will, spüre ich ein unangenehmes Ziehen am Handgelenk. Ich versuche noch einmal, die Augen zu öffnen, diesmal mit Erfolg. Ich sehe, dass ich am Tropf hänge und in einem Krankenhausbett liege. Warum liege ich hier? Und langsam erinnere ich mich ...

An einem sommerlichen Nachmittag sass ich mit meinem Freund im Café.

«Na, Liebling, wie war der Fototermin?» Marcos Finger zogen fragende Kreise über meine Wange. Innerlich schnaubte ich. Schnell nahm ich einen Schluck Cola, um die aufsteigende Wut zu ersticken. Eigentlich war alles gut gelaufen, wäre da nicht dieser Belichtungstechniker gewesen. Ich sah ihn noch genau vor mir. Sein markantes Gesicht, das braune Haar, das ihm leicht in die Stirn fiel und ihm einen verwegenen Ausdruck verlieh. Doch es war sein Blick, wie er mich von oben bis unten abwertend musterte, der mich verletzte. Als ich dann auch noch hörte, wie er nach dem Termin mit einem Kollegen abfällig über mich sprach, wurde ich total wütend.

«Gioia, ich hab was gefragt.» Anscheinend bemerkte Marco meine Wut überhaupt nicht, was mich noch mehr ärgerte. «Doch, doch, war super», erwiderte ich genervt. Er trank trotzdem seelenruhig sein Getränk aus. «Willst du noch 'ne Cola?», fragte er und schaute mich dabei verliebt an. «Nö, ich muss doch auf meine Lin...» «Jetzt hör doch mal mit deiner Linie auf, das ist so was von unnötig!», unter-

brach er mich ein wenig schärfer. Ach, wie nervig er doch sein konnte!

Als wir das Café verliessen, ging ich die neuen Nachrichten auf meiner Internetplattform durch. Adrian, den ich kürzlich im Internet kennengelernt hatte, hatte mir wieder geschrieben. Schnell schaute ich, ob Marco mich beobachtete, denn ich wollte nicht, dass er wusste, dass ich so viel Kontakt zu meinem neuen Internetkollegen hatte. Zu viel Kontakt dafür, dass ich einen festen Freund hatte.

Als ich eines Morgens die Ferienidylle auf unserem Balkon genoss, öffnete sich die Balkontüre und meine Mutter trat heraus. Sie stellte die Tasche mit ihrer wertvollen Kamera vorsichtig auf den Boden und kam zu mir herüber. Mama umarmte mich flüchtig und küsste mich zum Abschied auf die Stirn. Als die Türe hinter ihr ins Schloss fiel, fühlte ich, wie gut es mir getan hatte, wieder einmal von ihr in den Arm genommen zu werden. Gerade jetzt, wo Marco nicht mehr mein Freund war, konnte ich die seltenen Umarmungen meiner Mutter gut gebrauchen.

Doch eigentlich war ich selber schuld. Schliesslich hatte ich Schluss gemacht. «Er war doch immer so lieb zu dir», sagte meine innere Stimme. Aber er nervte mich in letzter Zeit, und es war so langweilig mit ihm, wehrte ich mich. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich sowieso alle Jungs hätte haben können.

Ich hörte, wie der Motor unseres Autos ansprang, mit dem meine Eltern zum Flughafen fahren, und schloss zufrieden die Augen. Während sie bald quer durch Paris eilen mussten, um die neuste Mode zu fotografieren, konnte ich gemütlich in der Hängematte auf dem Balkon liegen. Wieder mal ein elternfreies Wochenende, obwohl das bei uns ja nicht selten vorkam.

Während ich den Computer startete, liess ich mich vom Wind hin und her schaukeln. Nachdem ich ein belangloses Gespräch mit Adrian, der auch online war, begonnen hatte, schrieb ich ihm von meiner Trennung von meinem Freund.

«War Marco nicht gut genug für dich?», fragte er.

Die Direktheit dieser Frage verwirrte mich ziemlich, und ich antwortete etwas verärgert:

«Er hat total herumgenervt, klebte an mir wie eine Klette, und so hübsch war er auch wieder nicht. Aber es gibt ja genug tolle Jungs auf diesem Planeten ... :)»

«Mal ganz ehrlich: Geht es bei dir nur ums Äussere?»

Verwirrt schaute ich auf den Bildschirm. Diesen Satz hatte ich doch erst kürzlich gehört. War das nicht der Belichtungsmann, der mich so wütend gemacht hatte? Ich schüttelte den Kopf, während ich antwortete:

«Diese Frage ist doch unnötig!»

«Was verstehst du unter ‹unnötig›?», schrieb er.

Doch bevor ich eine Antwort schreiben konnte, erschien eine neue Nachricht:

«Weisst du, was ich darunter verstehe? Das ganze Leben ist doch unnötig. Irgendwann stirbst du ja sowieso. Dann bist du einfach von der Bildfläche verschwunden. Egal wie viele Hochglanzmagazine du geziert hast. In 100 Jahren weiss kein Mensch mehr, wer du gewesen bist. Ausser du warst Mutter Teresa oder Hitler. Wirf mal einen Blick auf die Strasse. Es gibt so viele Dinge, die unnötig sind.»

Wie auf Kommando hörte ich lautes Gezeter von der Strasse. Ich spähte übers Geländer. Unsere Nachbarin stand wild gestikulierend auf dem gegenüberliegenden Trottoir. Vor ihr stand der Taxifahrer und liess den Redeschwall über sich ergehen. Ich schnappte die Wörter *Taxi, 3 Minuten zu spät* und *unverschämt* auf und machte mir selber einen Reim darauf.

«Stimmt schon, aber dann ist ja alles unnötig!»

Ich gab lieber nicht zu, dass ich mir noch nie Gedanken über so etwas gemacht hatte. Seine Antwort kam erstaunlich schnell. Ich fand ihn im Allgemeinen etwas komisch heute. So philosophisch hatte ich ihn noch nie erlebt.

«Ich gebe dir vollkommen recht, aber für jeden ist ‹unnötig› etwas anderes. Vor meinem Fenster steht gerade ein

fluchender Mann. Und weißt du, warum er flucht? Seine Lebensmitteltüte ist gerissen. Dabei könnte er doch froh sein, dass er überhaupt etwas zu essen hat. So gesehen, ist das doch total unnötig, dass er sich darüber aufregt. Doch er findet dies sicher nicht unnötig. Weißt du, was ich glaube? Diese Welt ist nicht mehr zu retten. So viele blinde Menschen laufen auf ihr herum. Nein, sie sind nicht blind, sie sehen einfach nur, was sie sehen wollen.»

Ohne sich zu verabschieden, war Adrian plötzlich weg. Ich schaltete den Computer aus und schaute einer Wespe zu. Ja, für was flog sie eigentlich? Sie könnte genauso gut tot sein. Mit einem Mal erinnerte sie mich an mich selbst. Wäre die Welt anders, wenn ich tot wäre?

Am Abend legte ich mich weinend auf die Couch, während die Spaghetti im Kochtopf vor sich hin blubberten. Das kühle Leder des Sofas an meiner Wange beruhigte mich ein bisschen. Der verbrannte Geruch des Gratins, der in der Luft lag, trieb mir von Neuem Tränen in die Augen. An anderen Tagen wäre es nicht so schlimm gewesen, wenn der Versuch, ein neues Rezept zu kochen, gescheitert wäre. Aber irgendwie machte das Glück in den letzten Tagen einen Bogen um mich. Adrian hatte recht. Dieses ganze Leben ist unnötig.

Die Ofenuhr klingelte und riss mich so aus meinen Gedanken. Ich probierte die Spaghetti und stellte fest, dass sie verkocht waren. Verdammt, Gioia, du kannst auch überhaupt nichts! Eine weitere Träne tropfte auf den Herd und verdampfte zischend. Nachdem ich ein paar Gabeln der Matsche hinuntergewürgt hatte, bekam ich keinen Bissen mehr hinunter. Ich fühlte mich schrecklich unbegabt und einsam. Ich musste mit Adrian sprechen! Wie ich es erhofft hatte, war er online.

Er fragte mich, wie es mir ginge, und ich erzählte ihm, wie schlecht ich mich fühlte. Er schrieb mir zurück:

«Wenn mal nicht mein Tag ist, dann gehe ich an den Steinstrand bei den vielen Weiden am Fluss.»

«Kann man dort schwimmen?», fragte ich.

«Na ja, ich gehe dort oft schwimmen. Ich mag vor allem die Strudel, aber sie sind nicht ungefährlich.»

Ich bedankte mich bei ihm und beschloss, am nächsten Tag hinzufahren.

Die Spätsommersonne begleitete mich, als ich mit meinem Drahtesel Richtung Wasser fuhr. Als ich auf die Promenade abbiegen wollte, sprang plötzlich ein Hund aus einem Hauseingang. Ich bremste im letzten Augenblick und wäre um ein Haar auf die Lenkstange geknallt. Fluchend drehte ich mich nach dem Besitzer dieses lebensmüden Hundes um und erblickte im Türrahmen ein bekanntes Gesicht.

Der Belichtungstyp vom Fototermin stand mit gerunzelter Stirn da und betrachtete die Szene. Sein Vierbeiner schüttelte sich und trabte dann ohne Eile zurück auf das Trottoir. Ich hatte erwartet, dass der Hund zusammengestaucht würde, doch stattdessen glättete sich die Stirn des jungen Mannes, und er richtete den Blick auf mich.

Wie beim letzten Mal fühlte es sich an, als würde er mich mit seinem Blick röntgen. Und wieder war da diese komische Mischung aus Wut und diesem anderen, unbekanntem Gefühl in mir. Etwas, das mich zu ihm hinzog und seine harten Züge fast vertraut wirken liess. Die Mischung dieser zwei gegensätzlichen Gefühle erzeugte in meinem Bauch einen harten Klumpen. Schnell senkte ich meinen Kopf und murmelte: «Das war knapp vorhin.»

«Kann vorkommen. Viel Spass am Steinstrand!»

Ich starrte ihn an. Von wo wusste er das? Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Dann drehte er sich um und lief in entgegengesetzter Richtung davon. Ein paar Minuten stand ich einfach nur da und starrte auf den Asphalt. Als ich schliesslich weiterfuhr, fühlte ich mich, als wäre ich in einem undurchdringlichen Nebel, der alles um mich herum abdämpfte. Wer war dieser Mensch?

Die frische Luft tat meiner Seele gut. Während ich mich im Bikini sonnte, schaute ich zu, wie ein Schwanenpaar seine Kleinen fütterte und immer wieder abtauchte, nur um seinen Schützlingen das Beste zu geben. Für einen Moment wünschte ich mir, auch ein Schwan zu sein. Nur zu schwimmen, sich keine Gedanken über Gefühle zu machen. Sie wären einfach da.

Vielleicht wirkt das Wasser ja beruhigend auf die Gefühle, dachte ich, und lief Schritt für Schritt auf dem warmen Kies hin zum Wasser. Ich tauchte in das eisige Nass und schwamm hinaus, bis die Strömung begann, mich mitzuziehen. Für einen Moment konnte ich alles vergessen, da waren nur mein regelmässiger Atem und das Wasser.

Der Sog kam ganz plötzlich. Er zog mich hinunter, und ich versuchte, mich voller Panik ihm zu entwinden. Doch ich hatte keine Ahnung, wo oben und unten war. Das unbarmherzige Wasser drückte mir die Luft aus der Lunge. Es war vom Freund zum Feind geworden. Ich würde sterben!

Das Letzte, was ich wahrnahm, war das unendliche Graugrün des Wassers. Dann spürte ich, wie ich mir selbst entglitt, hinein in die rettende Dunkelheit.

Als meine Eltern mich vorhin besuchen kamen, brachten sie mir einen Brief mit. Er kam von Adrian. Nein, eigentlich vom Belichtungstechniker. Zuerst begriff ich gar nichts. Dann war ich wie gelähmt vor Schreck, als ich erfuhr, dass Adrian in Wahrheit derselbe war wie der Typ vom Fototermin, der dort so abwertend über mich geredet hatte. Wie hatte ich so naiv sein können, zu denken, so, wie er sich im Internet darstellte, sei er auch im realen Leben?

Ich schaue den Regentropfen zu, die unaufhörlich gegen die Fensterscheibe prasseln. Irgendwann werden sie sowieso verdunsten, müssen von vorne beginnen. So, wie wir alle. Für was sind all unsere Bemühungen, für was weinen und lachen wir? Vielleicht werden wir es nie erfahren.

Genauso wie es für immer ein Geheimnis bleiben wird, warum die Frau im Ruderboot just zur rechten Zeit bei den Weiden war, um mich aus dem Fluss zu retten.

Ich begreife langsam, dass das Leben nicht unnötig ist, denn es hat seinen Sinn, wie alles auf dieser Welt. Auch wenn der Sinn einer Sache manchmal schwer verständlich ist. Vielleicht ist es der Sinn des Lebens, unnötige Dinge zu tun, daraus zu lernen und wieder Fehler zu machen. Und sich immer wieder zu fragen: für was?

Maria Schäfer, 1998

Verhört



Die Luft war stickig, der Raum klein. Ich spürte, wie mir das Reden immer schwerer fiel, und fragte mich, ob ich mir nur einbildete, dass ich redete. Ich wollte, ich konnte das nicht, immer dieselben Fragen, dieselbe Geschichte, noch mal und noch mal. Mein Kopf dröhnte, arbeitete nicht mehr, erfüllte seinen Zweck nicht.

«Frau Kieser?» Verwirrt schaute ich auf. «Warum waren Sie bei den alten Abstellgleisen?» «I...ich weiss nicht», meine Stimme zitterte. «Sie wissen es nicht?», der Beamte beugte sich vor und kam mir so nahe, dass ich sein Aftershave riechen konnte. «Und ich glaube Ihnen das nicht.» Ich zuckte zusammen. «Natürlich wissen Sie, warum Sie da waren, genauso wie ich weiss, warum ich hier bin», seine Stimme drohte lauter zu werden.

«Kevin!», der zweite und ältere, bisher still in der Ecke sitzende Beamte war aufgestanden. «Frau Kieser ist in erster Linie Zeugin, keine Verdächtige», und eine Spur von Zorn war in seinen Augen zu entdecken. Der spanisch aussehende Mann, von dem ich nun wusste, dass er Kevin hiess, räusperte sich und lief im Zimmer hin und her und überlegte sich wahrscheinlich fiebrig seine nächste Frage.

Ich sass da, die Handtasche auf den Knien, und meine Augen füllten sich erneut mit Tränen. Ich hatte noch nie mit der Polizei zu tun gehabt, ich war noch nie auf dem Polizeipräsidium gewesen, geschweige denn in einem Vernehmungszimmer.

«Nun gut, kann ich fortfahren?», die braunen Augen des Spaniers schauten mich prüfend an. Ich nickte kurz und warf einen Seitenblick auf den älteren Kollegen, auf dessen Dienstschild ich «Beat Huber, Kriminalkommissar» lesen konnte. Er lächelte mir kurz zu. Kevin setzte sich wieder hin und widerstand offensichtlich dem Instinkt, seine Füsse auf den Tisch zu legen.

«Sie waren also bei den Abstellgleisen, was haben Sie genau beobachtet?» «Beobachtet» – die Worte waren von Grund auf falsch, total verkehrt, ich wollte es doch nicht

sehen, hätte ich ihn fast angeschrien. Stattdessen antwortete ich: «Das habe ich alles schon einmal gesagt.»

Keiner der Polizisten quittierte meine Antwort. Der Kommissar mit dem Schnurrbart beobachtete mich aus dem Augenwinkel, hatte die Beine übereinandergeschlagen und schien die Ruhe selbst zu sein. Mein Gegenüber sass breitbeinig da, hatte sich zurückgelehnt und die Arme verschränkt.

Nach einer Minute gab ich mich geschlagen und atmete tief ein. «Es war nach der Party, ich hatte schon etwas intus und wollte eigentlich so schnell wie möglich nach Hause, ich fand meinen Freund Ben nicht und suchte ihn überall...» «Könnten Sie bitte zur Sache kommen?» Das war Kevin, und er unterbrach so nicht nur meine Erzählung, sondern auch meinen Gedankenstrom. «Wollen Sie, dass ich erzähle oder nicht?», fragte ich den ungeduldigen Zuhörer.

Herr Huber stand auf: «Wollen Sie auch einen Kaffee?» Erst als er mir in die Augen sah, begriff ich, dass er mich meinte. «Ähm, gibt es auch Cola?», er nickte und verliess den Raum. Fast hätte ich ihn gebeten zu bleiben, da ich nicht mit dem aggressiven Typ alleine sein wollte, doch meine Vernunft siegte.

Abwesend schaute ich auf die Uhr an der rechten Wand, den wohl einzigen Gegenstand, der dieses sonst so kahle Zimmer schmückte. Es war schon Viertel nach zwölf, vielleicht auch schon 16 nach. Vor vier Stunden hatte ich gedacht, es könnte nicht schlimmer werden. Das war, als ich Ben mit Katharina entdeckt hatte.

Sie hatten sich geküsst, eng umschlungen. Als wären sie schon ewig lange ein heimliches Liebespaar. Ich hatte die beiden nur anstarren können. «Seit wann läuft das schon?», hatte ich gekeift. Sie waren lachend aufgestanden und schwankend Richtung Wäldchen gegangen. Meine Wut war unbeschreiblich, genau wie die Scham darüber, dass ich so blind gewesen war.

Zurück bei dem Getränkestand hatte ich mir dann einen doppelten Whisky einschenken lassen. Den Barkeeper

hatte es nicht gestört, dass ich erst 16 war, und so hatte ich so viel getrunken wie noch nie.

«Voilà, hier Ihre Cola.» Ohne dass ich es bemerkt hatte, war der Kommissar reingekommen und drückte mir die noch kühle Cola in die Hand. «Ich glaube, es ist besser, wenn ich die Befragung weiterführe.»

Er musste grinsen, als er das wütende Flackern in den Augen seines Kollegen sah und mein erleichtertes Aufatmen hörte. Die Plätze wurden getauscht, und während Kevin versuchte, es sich auf dem Hocker in der Ecke bequem zu machen, sass ich Herrn Huber gegenüber.

Er war Ende 40, hatte schon ein bisschen graues Haar und ein paar Falten im Gesicht, die seine freundlichen Züge unterstrichen. Er lächelte und sah mich an, nicht mit dem Scannerblick von Kevin, sondern schon fast etwas besorgt. Kurz gesagt, die beiden stellten das tadellose Beispiel eines Good-and-bad-Cop-Gespans dar.

«Um auf die Frage zurückzukommen: Was hat Sie zu den alten Abstellgleisen geführt?» Huber schien zu wissen, dass ich dieser Frage nicht noch einmal aus dem Weg gehen würde. Unsicher blickte ich auf meine Finger und bemerkte, wie mein Fuss unaufhörlich hin und her wippte.

«Ich lief meinem Freund, nun ja Exfreund, und so 'ner Tussi, die sich an ihn rangehängt hatte, hinterher.» Als ich den fragenden Blick sah, fügte ich schnell noch eine Erklärung hinzu: «Ich war einfach eifersüchtig, verstehen Sie?» Er nickte, doch ich war mir nicht sicher, ob er wirklich verstand. Huber fuhr fort: «Können Sie mir beschreiben, wo genau Sie gestanden haben?» Ich überlegte und verfluchte meinen schmerzenden Kopf.

Es war dunkel gewesen, abseits der Strassenlaternen. Ben und Katharina waren hinter einem schon lange nicht mehr benutzten Waggon verschwunden, und ich hatte versucht, mir nicht auszumalen, was sie dahinter trieben. Nach einer geraumen Zeit war ich dann traurig und frustriert den alten Gleisen entlanggelaufen.

Erst hatte ich gedacht, dass sich die zwei hinter der schon fast antiken Lokomotive auch nur amüsierten, als mir dann aber die ruckartigen und heftigen Bewegungen aufgefallen waren, hatte ich die Theorie eines Schmusepärchens verworfen.

Der Typ, dessen Gesicht ich noch nicht hatte erkennen können, hatte das rothaarige Mädchen an den Oberarmen gepackt und irgendetwas gezischt. Dann hatte sie plötzlich geschrien und ihn mit einem halben Lexikon von Fluchwörtern beschimpft. Ich war wie versteinert, während der Junge der Rothaarigen den Mund zuhielt, sie sich loszumachen versuchte, und er ihr in der Hitze des Gefechtes ins Gesicht schlug. Plötzlich fing er an, sie zu würgen, zuzudrücken, und nach ein paar vergeblichen Versuchen, sich loszumachen, war sie kraftlos zu Boden gesunken.

Der Mörder war eine Weile nur dagestanden und hatte sie betrachtet. Als wäre er sich seiner Tat selbst noch nicht bewusst gewesen. Dann war er zusammengezuckt, als wäre ein Stromschlag durch seinen Körper gegangen. Er hatte ihren Kopf angehoben und dann angefangen, wie wild auf ihren Brustkorb zu drücken, was er zweifelsohne im Fernsehen gesehen hatte, aber wahrscheinlich konnte er die Worte «Erste Hilfe» nicht einmal schreiben.

Ich hatte mich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass ich sein Gesicht sehen konnte, und war so geistesgegenwärtig, mir die schmalen Züge seines Gesichtes, den auffällig kurzen Haarschnitt und seine lange Statur gut einzuprägen.

Als der Typ, der nicht älter als 15 sein konnte, zitternd, ja schon fast verängstigt aufgestanden war, hatten mich die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos erfasst, eine Sekunde lang hatte ich direkt in seine Augen geblickt. Darüber erschrocken, dass ihn jemand beobachtet hatte, war er davongerannt.

Mein Herz klopfte wie wild, und ich rechnete schon fast damit, dass der Junge rechtsumkehrt machen und auch mich um die Ecke bringen würde. Mit meinem letzten Funken Verstand hatte ich die Zahlen 117 in mein Handy getippt

und der Polizei gemeldet, wo ich war – und dass es ein Notfall sei.

Dann war ich zu dem Mädchen gerannt, nur um dann festzustellen, dass kein Puls mehr vorhanden war, was sich auch nach einem Reanimierungsversuch meinerseits nicht änderte. Das bleiche Gesicht, die starren Augen und die schon fast friedlich nach unten gezogenen Mundwinkel, das alles war mir aus Krimis jeglicher Art bekannt, schon fast vertraut, doch nun hatte ich hinter einem nahe gelegenen Gebüsch kotzen müssen.

Die Polizei war überraschend schnell da gewesen und hatte mich sofort mit Fragen gelöchert. Wie in Trance hatte ich sie so gut es ging zu beantworten versucht. Ich hatte auch versucht, nicht zu weinen, was mir leider nicht gelungen war. Eine sympathische Polizistin hatte dann Erbarmen mit mir und nahm mich mit in ihr Auto.

Endlich auf dem Präsidium angekommen, war ich eine Stunde nur dagesessen und hatte an meiner Limo genippt. Mam hatte nicht kommen können, da sie Nachtschicht hatte, und Papa war auf Geschäftsreise in Rom, also war ich von Herrn Huber alleine ins Vernehmungszimmer gebeten worden und hatte mich gefragt, warum es in den Krimis immer die uniformierten Beamten waren, die diesen Bring- und Holdienst übernahmen.

«Frau Kieser, wo sind Sie zur Tatzeit gestanden, haben Sie gesehen, wer Julia umgebracht hat?» Julia, so hiess das Mädchen also. Ich schaute zu Huber auf und versuchte, meine Erinnerungen in Worte oder Sätze zu fassen. «Ich, ähm... Ich war hinter einem Waggon», setzte ich zu einem sinnvollen Satz an, verstummte jedoch wieder, denn das, was ich miterlebt hatte, konnte man nicht in Sätze fassen. «Ich kann es nicht einfach so beschreiben.» «Und warum nicht?», fragte Kevin und stand auf. «W... weil», ich wusste es selbst nicht.

«Wissen Sie, es gibt keine eindeutigen Beweise dafür, dass Sie unschuldig sind.» Ich fixierte ihn. «Sehe ich aus wie

eine, die gerade ein Menschenleben vernichtet hat?» «Vielleicht», Kevin zuckte mit den Schultern. Huber seufzte: «Wir haben aus guten Gründen unsere Plätze getauscht.» «A... aber ...» Huber unterbrach ihn: «Sie haben für den Rest des Tages frei, los, gehen Sie.»

Nach einigen nutzlosen Versuchen, seinen Vorgesetzten umzustimmen, ging er wütend raus und liess die Türe etwas zu laut in das Schloss fallen. «Tut mir leid», entschuldigte Herr Huber seinen Kollegen. «Schon gut.»

«Können Sie mir jetzt erzählen, was passiert ist?» Der Kommissar kam mir nahe, aber nicht so nahe, dass ich mich durch seine Gegenwart bedrängt gefühlt hätte. «Ich war hinter einem der alten Waggon und habe von dort aus gesehen, wie Julia umgebracht wurde.» Es war die Antwort auf die Frage, nicht mehr und nicht weniger.

Es ging nicht lange, und ich erzählte ihm so gut es ging alles von Anfang an. Als ich zu der heikelsten Stelle meiner Erzählung kam, da, wo der Junge zugeedrückt hatte, ging die Tür abrupt auf und Kevin kam rein: «Sie hat das Mädchen nicht umgebracht!» An seiner Stimme war zu erkennen, dass er gerannt sein musste.

Huber zog eine Augenbraue hoch: «Das weiss ich, Kevin.» Der Angesprochene schüttelte ungeduldig den Kopf: «Der Schuldige, Mike Stewart, hat schon vor einer Stunde gestanden.» «Was, vor einer Stunde?» Huber stand auf, und die Ader an seiner Schläfe trat deutlich hervor. Kevin wich instinktiv einen Schritt zurück, einen Moment lang schien es, als wolle der Kommissar ihm an die Gurgel springen. «Seit wann wissen Sie das schon?!» «Erst seit vorhin. Gleich als ich es erfahren habe, bin ich hierher gerannt.»

Die Stimme des jungen Beamten war leiser geworden, und seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war er mehr als nur verwundert über den plötzlichen Wutausbruch seines Chefs.

Ein albernes Kichern entrang sich meiner Kehle, als ich begriff, dass mir niemand mehr etwas vorwerfen konnte, dass ich versuchen konnte, das Geschehene zu vergessen,

und kein Kevin mehr da war, der mich am liebsten gleich in den Jugendknast gesteckt hätte.

Natürlich war ich auch verärgert, oder besser gesagt, wütend über die Schlamperei der beiden und darüber, wie viel sie mir hätten ersparen können. Doch das dumme, wenn nicht sogar idiotische Gesicht von Kevin und das hochrote, fast platzende von Huber entschädigten mich fast für das unnötige Verhör.

Fabienne Schaub, 1998

Mein zerstörtes Leben



Das Klingeln des Weckers weckte mich auf. Ich öffnete meine Augen und sah als Erstes das Foto meiner besten Freundin. Ich vermisste sie schrecklich, denn wir waren in den Sommerferien umgezogen. Das hatten wir aber nicht getan, weil meine Mutter den Arbeitsplatz gewechselt hatte, nein, sondern weil ich wegen meiner Secondhandklamotten gemobbt worden war. Daran zu denken, trieb mir die Tränen in die Augen. Mein Psychologe hatte meiner Mutter geraten, dass ein Umzug der einzige Ausweg wäre. Nur ihm hatte ich gesagt, dass ich über Selbstmord nachgedacht hatte. «Du darfst nicht auf so unnötiges Zeug hören! Mit diesem blöden Geschwätz wollen sie nur andere runtermachen, denn dann denken sie, dass sie so besser dastehen», hatte er gesagt. Doch so richtig hatte ich das nicht geschafft.

Ich stand auf und zog meine alten Klamotten an. Als ich in den Spiegel sah, sah ich ein Mädchen mit hässlichen Klamotten und schlaffem, mausbraunem Haar. Wieso musste ich so aussehen? Wieso hatte ich keine tollen Haare und teuren Klamotten? Mein Leben war so schrecklich.

Als ich in die Küche ging, wurde mir wieder bewusst, dass meine Mutter auf einer Geschäftsreise war. Ich war also allein. Ich nahm einen Toast aus dem Brotkasten und toastete ihn. Danach trank ich ein ganzes Glas Orangensaft in einem Zug aus. Mmh... schmeckte der gut. Ich sah auf die Uhr. Es war Viertel vor neun. Es würde mir also gut reichen, denn mehr als zehn Minuten brauchte ich mit dem Fahrrad nicht. Ich befestigte meine Tasche und radelte los.

In der Schule angekommen, stellte ich mein Rad beim Ständer ab. Dann lief ich durch die grosse Tür und den Gang hinunter, wie es auf meinem Willkommensbrief stand, bis ich vor dem Schulzimmer Nummer 105 stand. Ich atmete tief durch. Ich dachte: «Bitte lieber Gott, lass alles gut werden!»

Dann öffnete ich die Tür. Keiner beachtete mich. Ich setzte mich in die erste Reihe, denn ich ahnte, dass die coolen Schüler hinten sitzen würden, damit der Lehrer sie nicht oft aufrufen würde. So können sie in Ruhe quatschen. Die Beliebten erkannte ich auf einen Blick. Die Mädchen hatten alle tolle Haare und die neusten Kleider. Auch die Jungs sahen aus, als würden sie im Geld schwimmen.

Plötzlich merkte ein Mädchen, dass ich neu war. «Na, was haben wir denn hier?», sagte sie. «Aber ‹neu› ist das falsche Wort. Ich finde ‹hässlich› oder ‹arm› passt besser!», sagte eine Blondine mit giftigem Blick. Diese Worte waren für mich wie Messer ins Herz. Die weiteren Beleidigungen hörte ich nicht mehr, denn ich lief weg.

Tränen liefen über meine Wangen. All der Schmerz, den ich langsam verdaut gehabt hatte, kam wieder hoch. Ich bemerkte gar nicht, dass ich rannte. Erst als sich ein Seitenstechen bemerkbar machte, wurde ich langsamer. Vor mir fing der Wald an. Lange lief ich immer weiter hinein, bis es langsam dunkel wurde.

Mein Schluchzen hatte aufgehört, und meine Gedanken wurden klar. Wieso musste mir so etwas passieren? Merkten die denn nicht, was sie anrichteten? Meine ganze Lebenslust, die ich vor der Oberstufe gehabt hatte, war langsam zerstört worden. Mein Leben war unnötig. Ich war unnötig. Wieso sonst hätten sie mich so innerlich verletzt! Ich fühlte mich am Boden zerstört.

Ich wollte, dass es aufhörte. Ohne zu denken, lief ich zurück, bis ich vor dem Schulhaus stand. Hier waren meine Träume von einem besseren Leben ohne grausame Beleidigungen zerstört worden. Ich kletterte die Feuerleiter hinauf aufs Dach. Der Ausblick war wunderschön. Alles war in dunkle Nacht getaucht. Die Strassenlaternen leuchteten. In wenigen Stunden würde die Sonne aufgehen. Schüler

würden mich auf dem Boden finden, wie ich ganz verdreht daliegen würde. Sie würden merken, zu was sie mich gebracht hatten.

Meine letzten Tränen kamen, und dann liess ich mich fallen, hinab ins ewige Nichts.